

Mein erstes schönes Buch

Autor(en): **Knellwolf, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **64 (2021)**

Heft 1: **Bibliophilie : 33 Essays über die Faszination Buch**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-919642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mein erstes schönes Buch

Ulrich Knellwolf

Ich muss etwa neun Jahre alt gewesen sein und lag in schwerem Streit mit meinem Großvater. Denn mein Großvater hatte soeben das Haus seiner Schwiegereltern, meiner Urgroßeltern, verkauft, ein stattliches, wenn auch nicht großes Bauernhaus in einem Dorf im bernischen Oberaargau. Hier hatte die Familie seiner Frau, meiner Großmutter, seit Menschengedenken gewohnt und Landwirtschaft getrieben. Meine Großmutter war die erste der Sippschaft, die keinen Bauern heiratete, sondern einen Beamten der Schweizerischen Bundesbahnen.

Das Haus samt zugehörigem Land war verpachtet. Weil aber der Pachtzins die für den Unterhalt des Hauses nötigen Ausgaben kaum deckte und er das stete Draufzahlen leid war, trat mein Großvater dieses typische Jurasüdfuss-Bauernhaus zu einem anständigen Preis dem bisherigen Pächter ab. Und zwar ohne mich zu fragen. Ich aber hatte mich, seit ich ein bisschen denken konnte, darauf eingestellt, dass ich einmal in diesem Haus als Bauer wohnen und auf diesem Boden arbeiten würde. Ich war vor ein *Fait accompli* gestellt und wollte platzen vor Zorn und Enttäuschung.

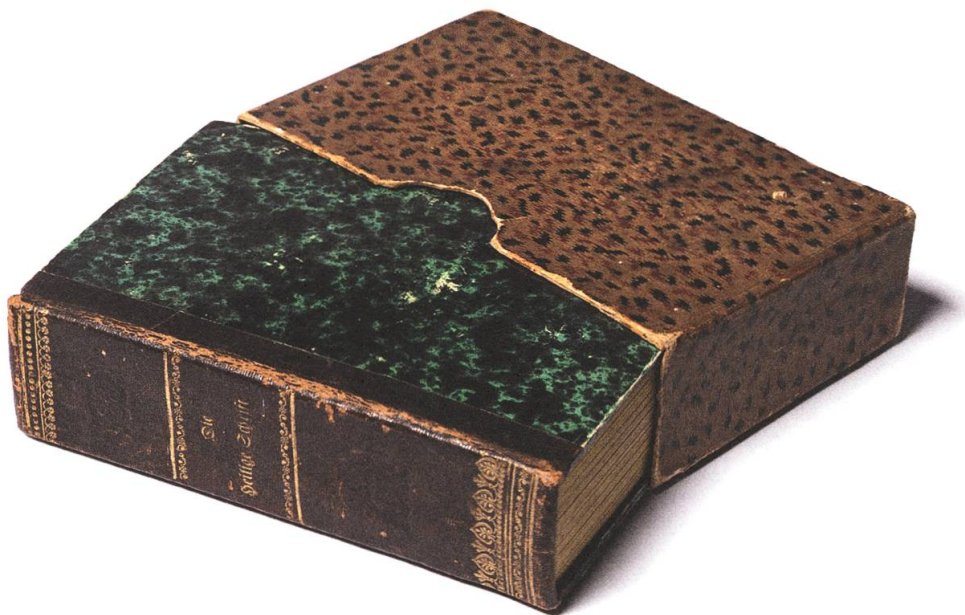
Als Akt der Versöhnung nahm mein Großvater mich mit, als er kurz nach dem in meinen Augen schändlichen Handel hinfuhr, um die letzten familiären Besitztümer aus der Einliegerwohnung zu räumen, die er bisher zweimal im Jahr, während der Kirschen- und der Apfel-ernte, belegt hatte. Sie bestand aus der Stube und dem Schlafzimmer meiner Urgroßeltern. In der Stube standen ein Esstisch mit sechs Stühlen, ein Kanapee und ein aufklappbarer Sekretär, die ein Verwandter allesamt abholen würde. An der einen Wand hingen ein Öldruck, darstellend «Die Lebensalter des Menschen», selbstverständlich am Beispiel eines Mannes, darunter des Urgroßvaters lange Tabakpfeife mit dem bemalten Porzellankopf; an der gegenüberliegenden Wand war ein Brett befestigt, auf dem ein Buch lag. Ich wusste aus vielen Erzählungen der Großeltern, dass der Urgroßvater immer am Sonntagnachmittag eine Stunde lang darin gelesen und dabei lautlos die Lippen bewegt hatte, wie es damals viele Leute taten. Am Sonntag las er in dem einzigen Buch im Haus, am Werktag die Zeitung.

Bei der Räumungsaktion wurde ich, im Sinne eines Friedensangebots, dreifach reich beschenkt. Ich bekam, erstens, eine Uhrenkette, die meine Urgroßmutter in ihrer Brautzeit aus dem eigenen Haar hatte flechten und mit goldenen Zwingen fassen lassen, als Geschenk für den künftigen Ehemann. Die mittlere Zwinde zeigte die drei Symbole von Glauben,

Hoffnung und Liebe, wie mir der Großvater erklärte. Ich konnte weder mit Glauben noch mit Hoffnung noch mit Liebe, diesen drei steilen Abstrakta, viel anfangen, war aber sehr stolz auf das Schmuckstück; heute trage ich es zum Zunftgewand am Sechseläuten.

Zweitens erhielt ich die Tabakpfeife mit dem Porzellankopf. Wenige Jahre später habe ich sie einmal zu rauchen versucht. Es roch, als würde auf einem herbstlichen Acker dürres Laub verbrannt, und mir wurde übel. Trotzdem ist sie sicher mitschuldig, dass ich Pfeifenraucher geworden bin.

Und dann schritt, zum Dritten, mein Großvater feierlich ans Bücherbord, nahm das dort liegende eine Buch in die Hand und sprach in annähernd liturgischem Tonfall: «Das hier ist die Bibel deines Urgroßvaters. Er hat sie zur Konfirmation bekommen. Ich gebe sie dir. Halt sie in Ehren.» Und als sei ich es, der konfirmiert werde, überreichte er, der in seinem Leben sicher nicht mehr als dreimal darin gelesen hat, mir sorgfältig und andächtig das Buch; es war das erste schöne Buch, sogar das erste Buch überhaupt in meinem Besitz; die Kinderbücher waren alle sogleich in den meiner jüngeren Schwester übergegangen. Mir war, es sei kein schöneres Buch auf der Welt; um kein Vermögen hätte ich es hergegeben.



Es steckte in einem braunen Schuber, der mit dunkelroten und schwarzen Flecken verziert war und mir wie das Fell eines exotischen Raubtiers vorkam. Der Buchrücken aus braunem Leder mit goldgeprägtem Fries

oben und unten. In der Mitte, ebenfalls von goldenen Friesen eingefasst, stand in goldenen gotischen Buchstaben: Die Heilige Schrift.

Ich zog das Buch aus dem Schubert – «vorsichtig!», mahnte der Großvater. Die Buchdeckel waren dunkelgrün mit darüber gedruckten schwarzen Flecken, was der Fläche eine geheimnisvolle Tiefe, schon fast einen Sog, gab. Es sah aus wie Bilder aus der Tiefe des Meeres. Ich wollte sogleich eintauchen und öffnete das Buch. Auf der dritten leeren Seite stand in etwas steifer, hoher deutscher Schrift: «Dieses Buch ist von meinem Götti Jakob Müller und Gehört mir Joh. U. Gabi», die Namen selbstverständlich in lateinischer Schrift geschrieben. In ehrfurchtsvoller Neugier blätterte ich weiter, als suche ich unter Wasser den Garten Eden, und las:

*Die Bibel
oder die ganze
Heilige Schrift
des alten und neuen
Testaments
nach der deutschen Uebersetzung
Dr. Martin Luther's.*

*Siebente Stereotyp=Ausgabe
Berlin, 1853.*

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Erstaunlich, von heute aus gesehen, war, dass ich dieses Titelblatt, wie schon den Buchrücken, obwohl gotisch gedruckt, mühelos lesen konnte. Mit dem kleineren Druck weiter innen sollte es schwieriger werden. Länger beschäftigte mich die Geheime Ober-Hofbuchdruckerei. Hier wurden, spürte ich dunkel, Feuer und Wasser miteinander verbunden. Heute weiß ich: Es handelt sich um das publizierte und dennoch nicht gelüftete Geheimnis. War, was hier gedruckt stand, dazu bestimmt, in aller Öffentlichkeit zwischen den zwei Deckeln verborgen zu bleiben?, fragte ich mich oft, als ich später an Konfirmationen und Trauungen selbst fleißig Bibeln verschenkte.

Wie erwähnt, lautete die Fama, mein Urgroßvater habe die Gewohnheit gehabt, sonntags ein Kapitel aus der Bibel zu lesen. Dass es nur eine selektive Lesung war, zeigt sich an den Gebrauchsspuren, die den Leser verraten. Sie finden sich erkennbar in der Schöpfungsgeschichte, gehäuft in den Psalmen, und dann, ebenfalls deutlich, im Matthäusevangelium. Schon der darauffolgende Markus ist offensichtlich ungelesen, ebenso Lukas mit Ausnahme der Weihnachtsgeschichte, Johannes und Apostel-

geschichte, vollends die Briefe und, möglicherweise aus Abneigung gegen die «Stündeler», die Apokalypse des Johannes.

Mit der eigenen Lektüre scheiterte ich Primarschüler bereits auf Seite eins der Genesis, was aber meiner Verehrung für das Buch keinen Abbruch tat. Und so steht es heute noch als der stolze Repräsentant meines liebsten Buches unter einer ganzen Reihe von Kollegen in Griffnähe von meinem Schreibtisch. Zehn Jahre nach Antritt dieses Erbes habe ich dann zur Verblüffung aller, inklusive meiner selbst, beschlossen, Theologie zu studieren. Ich glaube, die Bibel meines Großvaters hat gelächelt, als sie es vernahm. Und mir ist es die ganze Zeit seither niemals langweilig mit dem Buch geworden. Vielleicht deshalb, weil ich es nie als heiliges, sondern einfach als Buch gelesen habe, und weil es so seinen aufregenden Inhalt und seine heilende Kraft erst recht entfalten kann.

Mein schönstes Buch hat zudem den großen Vorzug, dass es in Wahrheit eine Bibliothek ist und viele schöne Bücher enthält. Bei restriktiver Zählung sind es neununddreißig im Alten und siebenundzwanzig im Neuen Testament, macht zusammen sechsundsechzig, die zwischen den beiden Tiefseebuchdeckeln zusammengebunden sind. Womit wir vom Äußern zum Innern, von der äußeren zur inneren Schönheit kommen.

Was die innere Schönheit der einzelnen Bücher des Alten und des Neuen Testaments betrifft, so wechseln meine Vorlieben. Als ich ein Sonntagsschüler war, waren's die Geschichten, vornehmlich solche Alten Testaments wie Kain und Abel, David und Goliath, der Prophet Elia und der König Ahab, nicht zu vergessen die Schlachtung der Baalspriester auf dem Karmel. In der Spätpubertät dann Hiob, der zum Studium der Theologie nötigte. Auf der Universität fast ausschließlich der argumentierende und nicht erzählende Paulus. Dann wieder Geschichten. Unter ihnen in erster Linie die vom Evangelisten Markus erzählten. Und inzwischen, je älter ich werde, desto stärker, das Buch der Psalmen als *affectuum palaestra*, wie Luther es nannte, Kampfplatz der Affekte.

Palaestra ist überhaupt ein gutes Stichwort zur Bibel, die die Affekte nicht verdrängt. Sie ist der Beleg für die Schönheit der Auseinandersetzung über den Glauben. Der Auseinandersetzung, nicht schon des Friedens. Der Spannung, nicht schon des Ausgleichs. Ästhetik des Kreuzes könnte man's nennen. Als solche aber Schönheit des Werdens, des Kommens – adventliche Schönheit. Verheißener Friede.